

Zoë Jenny



Das
Blütenstaubzimmer

Roman

»Lesen. Ich habe einen ganzen Stapel Bücher in meinem Zimmer. Ich habe gestern bis spät in die Nacht hinein gelesen«, sage ich, und es klingt wie eine Rechtfertigung.

Ich gehe hinein, um das Frühstück zu holen, und als ich mit einem Tablett mit Brot, Käse und Honig wieder in den Garten trete, höre ich in Giuseppes Keller die Vögel kreischen. Bevor seine Frau an einem Schlaganfall starb, sah man abends ihre Schatten hinter den Fenstern, und man hörte, wie er seine Frau anschrie. Jetzt hört man nur noch die Vögel in seinem Keller kreischen, wenn er hinuntergeht, um sich einen zum Essen zu fangen. Lucy behauptet, er sei verrückt geworden. Ich stelle das Tablett auf den Tisch. Lucy blickt angestrengt, das Kinn auf die Hand gestützt, zu dem Kloster hinüber.

»Hör mal, Jo, ich habe Vito gegenüber nichts von dir erwähnt, ich meine, er hat keine Ahnung, daß ich eine Tochter habe. Ich dachte, wir sagen der Einfachheit halber, du seist meine jüngere Schwester.«

»Klar«, sage ich trocken, so schnell und selbstverständlich, als hätte ich für diesen Moment jahrelang geübt. Sie fährt sich mit der Hand schwungvoll und erleichtert durchs Haar. Die Maske auf ihrer Haut ist mittlerweile getrocknet und fest geworden. Sie redet mit einer hellen, unbekümmerten Stimme, aber ich höre ihr kaum zu, bewege mich kein Stück, nicke nur gelegentlich und fixiere die eingetrocknete Gurkenmaske, die langsam von ihrem Gesicht bröckelt. Immer größere Stücke beginnen sich von der Haut zu lösen und abzufallen; sie preßt die Hände aufs Gesicht, als wolle sie es zusammenhalten, damit es nicht vollständig auseinanderbricht, entschuldigt sich und eilt ins Bad. Sie verbringt fast den ganzen Tag dort. Auf dem Sofa im Eßzimmer halte ich ein aufgeschlagenes Buch auf den Knien, vor mir die Wörter, die für mich nutzlos geworden sind, und denke an Alois, der tot unter den Pappeln liegt und immer toter wird. Lucy kommt in einem langen schwarzen Rock zurück, der unten glockig auseinanderschwingt. Dazu trägt sie eine hellblaue Bluse. Als sie hereinkommt und sich an den Tisch setzt, rieche ich den sauberen Duft ihres Parfums. Aus den Augenwinkeln sehe ich ihr Profil. Die frisch gewaschenen Haare sind mädchenhaft hinter die Ohren gelegt. Eine dunkle Ahnung steigt in mir hoch, und plötzlich drängt es mich, sie zu fragen, ob sie ganz sicher sei, daß sie damals meinen Vater verlassen habe und ins Flugzeug gestiegen sei. Oder ob nicht vielleicht alles ganz anders gewesen war; und ob sie denn wirklich ganz sicher sei, daß ich aus ihr herausgekommen bin. Denn das scheint mir in diesem Moment vollkommen unmöglich. Sie blickt zu mir herüber, und ich blättere schnell die Seite um.

»Was würdest du eigentlich tun, wenn das Haus plötzlich dir gehörte?« fragt sie neugierig, während sie vom Tisch aufsteht und auf mich zukommt.

»An eine Familie vermieten«, sage ich, ohne zu überlegen. So, wie sie sich vor mir aufpflanzt, wirkt die Form ihres Rockes wie der schwarze Flügel eines großen Vogels. Eine Sekunde nur scheinen wir zu verharren. Ich im Stuhl sitzend, sie vor mir stehend, wie ein einziger großer Stein. Ihr Blick brennt auf meinem Kopf, aber ich wage nicht, ihr in die Augen zu sehen, die klein und hart über diesem Flügel sitzen.

Lucy ist in der Küche und bereitet das Abendessen für Vito vor. Wie festgefroren warte ich im Garten darauf, daß sie nach mir ruft, damit ich ihr beim Kochen helfe. Ich warte auf ihre Stimme, aber sie ruft mich nicht, ich vernehme nur ihre Schritte auf dem Steinboden und

das Klappern von Pfannen. Mit offenen Augen versinke ich in einen Traum, in dem ich mir vorstelle, daß ich viel jünger bin und meine Mutter in der Küche steht und das Abendessen für uns zubereitet, während ich die Schulaufgaben mache. Die Geräusche, die sie im Haus macht, sind die Kulisse, vor der ich mich bewege; ihre Geräusche sind auch ein Band, das sich durch das Ohr in mich hineinbohrt. An einer bestimmten Stelle meines Innern ist jedes einzelne ihrer Geräusche konserviert, damit ich, wenn ich jemals allein sein sollte, sie abrufen und mich an ihr Gesicht erinnern könnte und mit ihr reden, auch wenn sie gar nicht da wäre. Das grelle Schrillen der Türklingel dringt bis hinaus in den Garten. Ich höre, wie sie in der Küche scheppernd etwas hinstellt und die Treppe hinuntereilt. Sie führt ihn durchs Haus, seine eisenbeschlagenen Schuhe klingen hohl auf dem Fußboden. Vitos Lachen hallt in Alois' leergeräumter Bibliothek. Im Gang vor dem Fenster bleiben Lucy und Vito stehen und blicken hinunter in den Garten. Sie schauen in meine Richtung, ohne mich zu bemerken, obwohl ich ihnen zuwinke. Reglos stehen sie am Fenster. Ich erkenne den Umriß seines Kopfes, der zu groß wirkt im Verhältnis zu seinen schmalen Schultern. Das Haar glänzt und ist glatt nach hinten gekämmt. So hatte auch Alois einmal hier gestanden. Ich traf auf ihn, als ich, aus der Küche kommend, in mein Zimmer gehen wollte. Er hatte die Arbeitskleider an und einen Pinsel in der Hand, den er aufs Fensterbrett legte. Der Pinsel war voll frischer Farbe.

»Glaubst du, ein Haus kann plötzlich in sich zusammenstürzen, so, wie ein alter Mensch zusammenbricht?« fragte er, ohne sich zu mir umzudrehen. Alois hatte mich noch nie etwas gefragt, und ich glaubte, er verwechselte mich mit Lucy. »Vielleicht«, sagte ich unsicher, auf den Pinsel blickend, aus dem es gelb auf den Boden tropfte.

Lucy öffnet weit die Gartentür für Vito. Er bemerkt mich, Lucy bleibt neben dem Rosenbusch stehen und zwinkert mir verschwörerisch zu, als er, »Aha, die kleine Schwester« rufend, mit ausgestreckter Hand über die Distanz von der Gartentür bis zum Liegestuhl eilig auf mich zusteuert. Er überschüttet mich gleich mit Fragen, während er mit kaum spürbarem Druck meine Hand hält und mich anblickt mit kleinen, von unzähligen winzigen Falten umgebenen Augen. Lucy hat den Tisch im Garten gedeckt und trägt das Essen in großen Schüsseln heran. Vito will wissen, was ich arbeite. Da ich auf solche Fragen nicht vorbereitet bin, sage ich geradeheraus, ich sei bei der Post und sortiere Briefe. Seine Augen scheinen dabei noch kleiner zu werden, scheinen beinahe zu verschwinden in einem Nest aus winzigen Falten. Lucy schöpft das Essen in die Teller und sagt lachend, das mit der Post sei nur vorübergehend, denn ich würde nächstes Jahr mit dem Studium beginnen. »Natürlich«, sagt Vito und lächelt jetzt, und wir stoßen an mit dem Wein, der viel zu warm ist, weil sich an diesem Abend die Hitze angestaut hat, schwer in der Luft lagert, nirgendwohin entweichen kann und die Haut und alles, was man anfaßt, mit einem feuchten klebrigen Film überzieht. Die roten Geranienköpfe hängen von der Brüstung des Klosters herunter, obwohl sie vor wenigen Minuten bewässert wurden. Vito erzählt, er sei Hotelier und ungeheuer beschäftigt, er baue gerade eine Kette von neuen Hotels für das Jahr zweitausend, in dem die hunderttausend Pilger erwartet werden. Einige der Hotels seien schon jetzt ausgebucht, bevor sie überhaupt stünden. »Für diese Menschenströme müssen wir gerüstet sein«, sagt er immer wieder und atmet dabei wie ein schnaubendes

Flußpferd durch die Nase. Vito und Lucy reden während des ganzen Essens so viel und schnell, daß ich bald, zugeschüttet von ihren Wörtern, taubstumm am Tisch sitze und aufgabe, der Unterhaltung zu folgen. Vito öffnet beim Reden den Mund, daß man die Vorderzähne sehen kann, eine Reihe kleiner weißer Stummel. Ununterbrochen fällt er Lucy ins Wort, was sie aber überhaupt nicht zu stören scheint, denn jedesmal nickt sie dabei voller Zustimmung, läßt sich bereitwillig einlullen von seiner Stimme und dem sauberen hellen Klang seines in regelmäßigen Abständen aufschnappenden Feuerzeuges. Kleine glitzernde Schweißtröpfchen haben sich auf Vitos Stirn und Nasenspitze gebildet. Plötzlich rückt er seinen Stuhl näher zu Lucy und sitzt nun direkt vor den Friedhofspappeln, die hinter ihm aufragen, als wüchsen sie aus seinem Kopf. Hastig stehe ich auf, räume den Tisch ab und verschwinde so schnell wie möglich.

In der Küche höre ich von fern ihre Stimmen, ihre immer lauter und aufgeregter werdenden Stimmen, die sich allmählich einpuppen und gemeinsam einen Kokon aus Wörtern bilden. Und Lucys Kichern in Vitos Lachen hinein, in dieses hingeworfene Lachen, das keine Freude in sich birgt; nur eingepflanzte, satt gewordene Zufriedenheit.

Die Luft liegt wie ein knisterndes Seidentuch über dem Dorf. Der Dorfplatz mit einer Kirche und einem Brunnen in der Mitte ist ein Gefäß, das die Bewohner am Abend sammelt und zusammenbringt. Darin herrscht ein Gewirr von Kindergeschrei, Männerstimmen und Gelächter der Frauen. Vor der Bar sitzen die alten Männer in ihren Hausschuhen über Tische gebeugt und spielen Karten. Das Licht im Innern der Bar strahlt über den Platz. Nur die schmucklose Kirche auf der anderen Seite steht völlig im Dunkeln. Die Gasse neben der Kirche entlanggehend, komme ich zum alten Tor und vor die Dorfmauer. Von hier aus hört man nur das Bellen eines Hundes, nichts mehr ist vom Leben auf dem Platz zu spüren. Die Dorfmauer im Rücken, blicke ich hinunter auf die in der Ebene liegende Stadt. Die beleuchteten Straßen tasten sich wie die Fühler eines Insekts in die angrenzenden Wälder hinaus. Dahinter ragt der langgezogene Bergrücken auf. Wenige Tage nach meiner Ankunft bin ich mit Lucy dort oben gewesen. Wir hatten das Haus schon früh am Morgen verlassen, um uns die Umgebung anzusehen. Sie zeigte mir unzählige kleine Dörfer, die ganz aus hellem Stein gebaut sind und in denen nur Katzen und alte Menschen zu leben scheinen; und schließlich, als wir schon erschöpft waren von der Hitze und dem Anblick der Tabak- und Sonnenblumenfelder, fuhren wir auf den Berg. Eine halbe Stunde lang fuhren wir durch den Wald und das Gebüsch, und die jungen Bäume, die über den Weg wucherten, klatschten gegen die Scheiben. Oben angekommen, gingen wir durch das stopplige, von der Sonne gebleichte Gras. Die Dörfer, durch deren Gassen wir vorher spaziert waren, sahen von hier wie ausgefranste Flecken aus. Dort, wo wir standen, war nichts, kein einziger Baum, nur eine schwindelerregend weite Fläche. Mein Herzschlag drückte gegen den Pullover, und am liebsten wäre ich zu Boden gesunken und hätte mich nicht mehr bewegt. Aber da war Lucy, die lachend den Kopf in den Wind warf und voller Stolz über die Landschaft redete, als hätte sie sie selbst erschaffen. »Nachts ist es hier recht unheimlich, was meinst du?« fragte ich. Sie blickte mich an, als hätte ich etwas völlig Überflüssiges gesagt. Plötzlich wankte der Boden unter meinen Füßen, als ginge ich auf dem Rücken eines schnaubenden Tieres, das sich gerade aufrichtet. Der Himmel drohte

aufzugehen, und auf einmal war es hart unter mir, und ich versuchte mich auf den kleinen rötlichen Punkt links unter Lucys Mundwinkel zu konzentrieren, aber ihr Gesicht, das sich über mich gebeugt hatte, brach schwarz auseinander.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Rücksitz des Autos, zusammengerollt unter einer Decke. Der Geruch von frischem Brot hatte mich aufgeweckt. Unter mir schnurrte der Motor. Ich blickte auf Lucys Hinterkopf, der bewegungslos über das beige Sitzpolster ragte, und auf ihre um das Steuerrad geklammerten Hände. Der Regen klopfte auf das Dach und strömte in hundert winzigen Flüssen an den Fensterscheiben herab, und ich wußte nicht warum, aber ich fühlte mich satt und zufrieden und lächelte in mich hinein.

Die Kirchenglocken schlagen jetzt ein Uhr. Bestimmt bleibt Vito heute nacht im Haus. Langsam gehe ich zum Dorfplatz zurück. Die Bar ist noch immer geöffnet, nur die Kinder und Frauen sind verschwunden. Kurz entschlossen gehe ich durch den Vorhang aus bunten Plastikstreifen und stelle mich an die Theke. In einem angrenzenden Raum spielen drei Männer Billard. Das Aufeinanderschlagen der Kugeln wird begleitet von gelegentlichen Ausrufen und Flüchen. Neben mir an der Theke steht ein dicklicher Mann in einem karierten Hemd, das aus der Hose hängt, und der dauernd Pistazien aus einem kleinen Kasten zieht. Mit den Zähnen knackt er die Schale auf und läßt sie auf die Theke fallen. Der Kellner im schwarzen Gilet beobachtet mich mißtrauisch aus den Augenwinkeln, bevor er mich fragt, ob ich etwas trinken möchte. Ich bestelle Portwein und setze mich an einen leeren Tisch, so, daß ich auf den Billardtisch sehen kann. Zwei der Spieler bewegen sich auf die gleiche schwerfällige Art. Sie sehen aus wie Brüder. Beim Spielen haben sie den Mund geöffnet. Ihre Lider sind ein wenig nach unten gezogen, als würden sie gleich einschlafen. Der dritte, ein bleicher, sterbenskrank hohlwangig junger Mensch, geht ununterbrochen um den Billardtisch herum und klopf nervös mit dem Billardstock auf den Boden. Sie haben mich alle sofort bemerkt, doch jetzt blicken die Brüder immer häufiger in meine Richtung und reden plötzlich lauter. Der Junge schaut mir ins Gesicht, ohne zu lächeln. Während er seinen Kopf über den grünen Filz der Spielfläche beugt, fällt ihm das Haar vorn über die Augen. Ich habe keine Ahnung von Billard, aber ich schaue ihnen zu, als wüßte ich genau, worauf es ankommt. Plötzlich, mitten im Spiel, stellen die Brüder gelangweilt die Billardstöcke in den Ständer und gehen zur Theke. Der andere protestiert, mit dem Stock auf den Boden klopfend, aber die Brüder haben sich bereits an die Theke gestellt und reden jetzt lebhaft, rücksichtslos in das Gespräch hinein, das der Kellner und der mit den Pistazien führen.

»Das ist immer so, wenn sie merken, daß ich gewinne, hören sie auf«, ruft er laut durch den Raum, obwohl er es nur zu mir sagt, denn er bringt eine Flasche Portwein und setzt sich zu mir an den Tisch. Er fragt mich, ob ich zu der Ausländerin gehöre. Er kann nur Lucy meinen, und ich sage ja, sie wäre meine Schwester. Der Gedanke, daß sie tatsächlich meine Schwester sein könnte, ist in gewisser Hinsicht erleichternd, und ich nehme mir vor, Lucy von nun an nur noch als meine Schwester vorzustellen.

»Luciano«, sagt er und streckt mir eine Hand hin. Die Brüder lachen und drehen immer wieder die Köpfe nach uns um. Luciano sagt, wie er gehört habe, sei der Mann meiner Schwester bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Er selbst habe die Unfallstelle gesehen, unten am Fuße des Hügels. Ich nicke wortlos. Im Bus hat Lucy immer, kurz bevor

wir an der Stelle vorbeifahren, angestrengt vom Fenster weggeblickt. Dutzende Male sind wir schweigend daran vorbeigefahren. Dort, wo der Wagen ausbrannte, ist jetzt ein Fleck schwarzer Erde. Von Alois ist kein Körperteil zurückgeblieben. Und keine Asche. Die wurde unmittelbar danach vom Wind fortgetragen. Geschleudert und explodiert, stand im Protokoll der Polizei. Keiner hat daran gedacht, daß er es absichtlich getan haben könnte. Lucy hat so lange bei Doktor Alberti von einem grauenhaften Unfall gesprochen, bis sie es selbst glaubte. Wahrscheinlich hat Alois schon lange darüber nachgedacht, wie er sich umbringen könnte. In seinem Keller, wenn er die Farben mischte, beim Essen, morgens, wenn er aufwachte, Lucy neben sich, die zu einem Embryo gekrümmt neben ihm lag. Und auch damals, als er ratlos vor dem Fenster gestanden und mich gefragt hatte, ob ein Haus wie ein alter Mensch plötzlich in sich zusammenbrechen könne. Da hat er es bereits gewußt. Zwei Tage später, ich saß vor dem Fernseher, läutete das Telefon.

»Hier ist das Städtische Krankenhaus. Sind Lucy und Alois Hagenbach Ihre Eltern?« fragte eine weibliche Stimme. Ich konnte sie kaum verstehen. Auf dem Bildschirm prägeln sich gerade zwei verfeindete Jugendbanden auf einem verlassenen Fabrikgelände. »Ja. Das heißt nein . . . also, Lucy ist meine Mutter.«

»Herr Hagenbach hatte einen schweren Autounfall, auch Ihre Mutter liegt bei uns«, fuhr die Stimme fort. Während der Busfahrt zum Spital starrte ich durch das Fenster wie durch ein Vergrößerungsglas auf den Rinnstein; Gras wuchs aus den Ritzen des beschädigten Asphalts, ich zählte die zerknüllten Zigarettenpäckchen, den weggeworfenen Abfall. In der Nähe der Stadt lag eine tote, von der Hitze aufgeblähte Katze zusammengeschaufelt am Straßenrand. Ich hatte keinen Zweifel, daß Alois diesen Unfall absichtlich herbeigeführt hatte. Ich erinnere mich genau an die dunkelrote Eingangshalle des Spitals, an das Café, in dem alte Tanten in geblühten langen Nachthemden hockten und mit Dessertgabeln riesige Tortenstücke zerdrückten, bevor sie sie in den Mund steckten. Ich höre noch ihr matschiges Kichern. Ich starrte auf das rechteckige Schildchen »Frau Jasinovic«, während die Frau hinter der Anmeldung auf dem Computer Lucys Zimmernummer suchte. »Nummer 237«, sagte sie mit einer Stimme, die man sich als Kind wünscht, von jemandem, der Geschichten vorliest. »Sie lesen Ihren Kindern aus Tausendundeiner Nacht vor, nicht wahr?« Ich glaube, daß ich sie das tatsächlich gefragt habe, und in meiner Erinnerung hat sie sich zu mir vorgebeugt, so, daß ich ihren warmen Atem auf der Gesichtshaut spüren konnte, der in mir das Bild eines Korbes frischgewaschener Wäsche hervorrief, und hat gesagt: »Sie brauchen keine Angst zu haben, Ihrer Mutter geht es schon wieder besser. Sie liegt auf 237.« Die ganze Zeit über, in der ich durch die endlosen Gänge gerannt bin, vorbei an den hellroten Wartestühlen, den glänzenden Gummibäumen und den Krankenschwestern, die schlafwandlerisch Betten vor sich herschoben, auf denen man nur gewölbte braune Wolldecken sehen konnte, hatte ich an Signora Jasinovic gedacht, daß sie immer da sein und aus Tausendundeiner Nacht vorlesen wird. Ich bin ziemlich lange in diesem Labyrinth von Gängen herumgeirrt, bis ich das Zimmer 237 gefunden habe, aber als ich vor der Tür stand, bin ich nicht sofort hineingegangen. Es eilte ja nicht mehr. Alois, das Versteck, in dem Lucy sich verkriechen konnte, war weg. Die glatte weiße Tür vor mir, dachte ich, daß sich Lucys Leben jetzt vor meinen Augen abspielen und nicht mehr länger dieses große Geheimnis bleiben würde, das bisher, wie ein immer hungriges Raubtier, den